



## Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler Ständige Vertreterin des Landesbischofs

### Titel

### Datum und Ort

Liebe festliche Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder!

„Ein ordentlicher Mensch hat sein Leben lieb und ein Mensch, der sein Leben lieb hat, hat keine Courage“ sagt der Schriftsteller Georg Büchner. Ein Mann, der vehement für politische Freiheit eingetreten ist. Ich halte das für eine merkwürdige Gedankenverbindung. Ordentlich sein, das Leben lieben und sich dadurch als feige erweisen. Oder unordentlich existieren, Leben wenig schätzen und dadurch als mutig gelten. Das könnte fast eine Devise derer sein, die uns zur Zeit mit ihren Taten das Leben so unendlich schwer machen – so, dass man wirklich fast jeden Mut sinken lassen könnte. Aber das kann und darf nicht so sein.

Als Christenmenschen sind wir im übertragenen Sinn durchaus aufgeräumt. Wir lieben das Leben. Und wir versuchen, mutig zu sein. An der kurzen Sentenz von Büchner wird allerdings eins deutlich: Mut ist nicht umsonst zu haben. Wer mutig ist, muss bereit sein, etwas herzugeben, etwas zu opfern. Mut kostet etwas. Und Mut, das würde ich eben gerne ergänzen, muss ein vernünftiges Ziel haben. Eines, das einem einzelnen Menschen dient, der in tiefgreifenden Schwierigkeiten oder Nöten ist. Mut muss ein Ziel haben, das den Bestand der Gesellschaft und ihrer gemeinsamen humanen Werte garantiert.

Natürlich geht es in Situationen, in denen ein Mensch Mut braucht, keineswegs immer um Leben und Tod. Ein Mädchen, das Partei ergreift für den kleinen Bruder, weil der eben nicht die letzten Kekse aus der Dose gempost hat, wie ihm vorgeworfen wird; ein junger Mann, der entgegen den elterlichen Wünschen lieber Handwerker werden will, als zu studieren; Kollegen, die eine Mitarbeiterin samt ihrem Verbesserungsvorschlag gegen den Chef in Schutz nehmen, der beides in wenigen Worten abgekanzelt hatte: Sie riskieren nicht ihr Leben, aber vielleicht ihre Seelenruhe, manchmal die Position, opfern Zeit und Mühe.

Solchen Mut muss man erst einmal lernen. Es braucht einen Menschen oder mehrere, die den Mumm haben, sich einzumischen. Schon klar: Es fällt in richtig gefährlichen Situationen nicht leicht, jemandem in den Arm zu fallen, den man nicht kennt – zum Schutz eines anderen, den man auch nicht kennt. Viele sind ängstlich: Man könnte selbst verletzt werden oder sich gar eine

Anzeige wegen Körperverletzung einfangen, wenn man beim Helfen richtig hinlangt. Andere sind zu träge, zu gleichgültig, um noch wahrzunehmen, dass ein kleiner oder großer Mensch tatsächlich in höchster Gefahr schwebt.

Aber – aus dem Herzen heraus gesprochen – was ist mit denen, die, wenn sie überleben, immer wieder die Szenen der Gewalt vor sich sehen, Gesichter erinnern, die nur gegafft oder weggeschaut haben? Ihr Leben wird nicht allein von den seelischen und körperlichen Verletzungen, die sie davon getragen haben, begleitet sein. Ein Mensch, dem niemand zur Seite stand, als es darauf ankam, kann kein Vertrauen mehr haben. Er wird misstrauisch, menschenscheu, plagt sich mit Hassgefühlen und unendlicher Trauer herum. Und selber? Wenn man zugesehen hat statt einzugreifen? Verdrängen hilft bestenfalls nur eine gewisse Zeit.

Irgendwann bohrt es sich wieder in das eigene Bewusstsein: Ich habe zugelassen, dass ein Mensch nie mehr so leben können wird wie zuvor. Man wird besorgt, ob einem andere beistehen, wenn man sie braucht. Es kann natürlich sein, dass man mutig sein möchte, aber ängstlich ist. In solchen Fällen hilft es, genau auf die eigene Angst zu schauen. Was kann mir schlimmstenfalls passieren, wenn ich eingreife? Angst, die man mikroskopisch betrachtet, der man einen Namen gibt – etwa die Angst, auf einmal entscheiden und handeln zu müssen, hat dann deutlich weniger Macht mehr über einen.

Wir müssen auch sorgfältig überlegen, was zu tun ist – mit welchem Ziel. Einfach los zu reden oder zu handeln, ist dumm, aber nicht mutig. Intelligenter Mut sieht anders aus. Manchmal muss man sich schleunigst Bundesgenossen suchen, die einem tatkräftig zur Seite stehen oder wieselflink das nächste Telefon ansteuern, um Hilfe zu holen. Wenn man bei seinen Lebensplänen spürt, wie einem flau im Magen wird oder der kalte Schweiß ausbricht, dann ist es sinnvoll, das in aller Ruhe ausführlich unter Freunden anzusprechen und sich in den eigenen Absichten ermutigen zu lassen, wenn sie Sinn und Verstand haben.

Wir wissen: Wir haben Angst, wenn wir angegriffen werden oder sehen, dass andere in Gefahr sind. Das ist ein fürchterlicher Schrecken; es wird einem kalt und heiß zugleich, man schwitzt, das Herz rast. Das ist normal – weil brutale, gemeine Gewalt nicht normal ist. Wer Angst hat, ist gescheit – nur Dummköpfe haben keine. Angst zeigt: Da lauert Gefahr. Ich muss aufpassen und überlegen. Es gibt eine Vernünftigkeit der Vorsicht. Dazu gehört, Angst oder Unsicherheit zu bearbeiten: In Kursen für Selbstbehauptung und Zivilcourage, in Trainings für Gewaltprävention. Wir bieten das in unserer Kirche und Diakonie an.

Wir tun etwas, um Menschen in ihrem Mut zu stärken. In Gemeinden, in Konfirmanden- und Jugendarbeit, in der Evangelischen Jugendsozialarbeit, in evangelischer Erwachsenenbildung, und nicht zuletzt, in Gebet und Predigt im Gottesdienst. Kirche, Kirchengemeinden sind Bildungsorte mit hoher Bindungskraft. Sie sind Orte für moralische Selbstbildung. Mut zu haben ist dennoch nicht leicht. Unsere Gesellschaft macht es uns an drei Stellen schwer. Als erstes: Wir haben das kühle Kalkulieren zum Prinzip gemacht. Leistung muss sich lohnen. Gleichsam mit der Muttermilch saugen wir diesen Grundsatz in uns auf.

Kaum jemand lässt sich anders motivieren. Leistung muss sich lohnen – und zwar für mich selbst. Auf diese Weise funktioniert unsere Gesellschaft, dadurch ist sie zugleich gefährdet. Kalkulieren in allen Lebenslagen zerstört den Gemeinsinn. Das Kalkül "es muss sich für mich lohnen", "ich muss auf meine Kosten kommen" greift über auf Situationen, in denen es zum Nutzen des anderen

mutig einzugreifen gilt. Mut kostet etwas, aber lohnt er sich für mich? Mut kostet auf jeden Fall meine Bequemlichkeit, er ist oft ein Zeitverlust. Mut birgt die Gefahr eigener Verletzung in sich. Womöglich blamiert man sich.

Mut kann Ärger mit den Behörden bringen, manch Unannehmlichkeit. Mut bricht aus diesem Kosten-Nutzen-Denken aus. Woher kann der Impetus kommen, alle Berechnung sein zu lassen und mutig zu sein? Was motiviert und gibt uns den Mumm, aus uns herauszugehen und aktiv zu werden für andere? Wir fassen dann Mut, vernünftig einzugreifen, wenn wir ein Wertesystem vermittelt bekommen haben. Wenn wir das göttliche Gebot kultivieren „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Schau auf den anderen, auf die andere so achtsam und so liebe- und rücksichtsvoll wie auf dich selber, so, wie Du es dir für dich wünschst.

Dazu gehört, dass man tatsächlich pfleglich mit sich umgeht, auf sich und die eigenen inneren Bedürfnisse hört – und nicht bloß darauf schaut, wie man gut dasteht und groß rauskommt. Denn damit wäre ich bei einer zweiten Ursache für mangelnden Mut. Unsere moderne Gesellschaft kennt einen enormen Anpassungs- und Uniformitätsdruck. Menschen sollen passen und etwas leisten. Von klein auf wird man meist so erzogen, dass man nicht unangenehm auffällt, sich höchstens positiv von anderen abhebt – und damit eben das ist, was alle wollen: ein passender Mensch. Kinder, Schüler, Erwachsene – alle sollen funktionieren.

Viele können nicht mehr mit dem „Unpassenden“ umgehen, damit, dass eine Situation aus den Fugen gerät. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Und: Regelmäßiger Konsum von Gewalt führt zu fehlender Empathie. Ich glaube nicht daran, dass Kinder und Jugendliche unbeeindruckt bleiben von Killerspielen oder Schlägereien auf Handys. Ich glaube nicht, dass sie Fiktion und Realität gut auseinander halten können. Junge wie erwachsene Menschen werden bei medialem Dauerverbrauch von Gewalt irgendwann das Gefühl dafür verlieren, dass Brutalität wirklich weh tut. Dass ein Mensch bitterlich leidet unter dem, was andere ihm antun.

Junge Männer, die als Amokläufer enden, wollen sich ähnlich in Szene setzen wie die Figuren aus den Spielen. Der Mangel an Empathie führt dazu, dass einer sich nicht mehr für den anderen einsetzt oder gar den perversen Drang in sich verspürt, sich durch eine Gewaltorgie zu beweisen. Es wäre notwendig, Kleinen und Großen die Realität von Leid und Schmerz zu vermitteln – indem man Besuche im Krankenhaus macht, an Sterbebetten sitzt und mit anderen aushält, was sie zu tragen haben. In dem man sich ehrenamtlich als Schüler und als Erwachsener dort engagiert, wo man mit körperlichen Nöten konfrontiert wird.

Immer, um zu sehen, dass Leiden etwas sehr Reales ist und nicht dem Amusement dient. Noch etwas verhindert Mut. Gleichgültigkeit und Antriebslosigkeit wachsen, je mehr persönliche Chancen und Möglichkeiten schwinden, im eigenen und im gesellschaftlichen, im politischen Leben etwas auszurichten, Einfluss zu nehmen auf die eigene soziale Umwelt. Wozu sich einmischen, wenn doch alles keinen Sinn hat? Warum sich engagieren, wenn nichts dabei herauskommt, wenn sich eh nichts ändert? Deswegen ist es so wichtig, Menschen bei Entscheidungen inhaltlich mitzunehmen.

Es ist notwendig, sie wirklich anzuhören und ernst zu nehmen. Damit Kinder, Jugendliche und Erwachsene wissen, worum es überhaupt geht. Dass sie spüren und erleben: Wir kommen vor und das, was uns bewegt, wird sorgsam bedacht und geprüft, wird mit hinein genommen in alle Beschlüsse. Wir brauchen eine achtsame Individualität, in der man selber merkt, wie wertvoll

jeder Mitmensch ist – für den es sich in einer anderen als einer oberflächlichen Weise lohnt, mutig zu sein. Der Nobelpreisträger Böll sagte einmal: „Einmischung ist die einzige Möglichkeit, realistisch zu bleiben.“

Ich muss wissen, wofür ich einstehe, was mir andere wert sind. Jeder und jede von ihnen hat einen Namen und ein Gesicht, ob ich sie kenne oder nicht. Ich muss bereit sein, zum Wohl anderer meine Überzeugungen in die Tat umzusetzen. Nicht leichtsinnig oder übereilt, sondern mit Hirn und Herz. Manchmal langt es, mit ruhigen Worten eine Auseinandersetzung zu schlichten. Ein andermal wird es nötig sein, jemand etwa mit seiner Sauferei direkt zu konfrontieren und ihm keine Ausflüchte zuzugestehen. Man kann einem Menschen den Raum eröffnen, den er braucht, um zu erzählen – ohne gehetzt zu werden.

Mut hat viel zu tun mit der Sensibilität für die Würde von Menschen und für ihre Verletzlichkeit. Wer so empfindsam ist, dass er weiß, wann die eigene Würde und die anderer angegriffen wird, der wird gar nicht anders wollen, als sich dagegen zu wehren. Schließlich will man noch in den Spiegel schauen können. Mut kann man lernen, wenn man sein Feingefühl pflegt, sich einübt darin, seinen Beobachtungen und Wahrnehmungen zu trauen. Mut lernt man, wenn man – in Respekt vor sich und anderen – einen selbstbewussten, eigenen Weg geht und dabei merkt, wie gut einem so viel Freiheit tut.

Und manchmal, wenn einem unsicher zumute ist, hilft es schon, eine Nacht über das zu schlafen, was zu tun ist. Mut braucht es insgesamt im Leben – auch im politischen. "Einmischung ist die einzige Möglichkeit, realistisch zu bleiben". Es sind oft die konstruktiven Unruhestifter, die eine lebendig-ungebärdige Demokratie ins Leben rufen. Sie wollen nicht akzeptieren, dass man in Ruhe das Gemeinwesen sich selber überlässt und nur zusieht, was so passiert. Konstruktiver, gewaltfreier Unruhegeist ist wichtig für unser Land. Er ist der "Spirit einer Zivilgesellschaft", die nicht nur Anreger, sondern eben auch Aufreger im guten Sinn braucht.

Politischer Protest ist eine Form des Mutes – wobei, damit wir uns nicht missverstehen, nicht jedes Echauffement, nicht jede Entrüstung gleich politische und intellektuelle Qualität hat. Mutige Bürger und Bürgerinnen zeigen das gemeinsame Interesse an einem Gemeinwesen, das von Achtsamkeit bestimmt ist. Zugleich ist es dringend geboten, ich sage es lieber noch einmal, nicht zu einem blinden, willkürlichen Heldentum aufzurufen, das Menschen zum einen überfordert und zum anderen unnötig ihr Leben gefährdet. Mutige Menschen sollen leben bleiben. Wir brauchen sie.

Den Mut müssen wir, so schrieb der amerikanische Präsident John F. Kennedy, in der eigenen Seele suchen. Mut ist Herzenssache. Mut berührt das Innere des Menschen. Was wir als Mut bezeichnen, liegt auf einer Linie mit dem Gebot der Nächstenliebe. Wie der Mut, so ist auch die Nächstenliebe in ihrem Wesen auf den Alltag bezogen. Nächstenliebe ist Verantwortung, die im Alltäglichen wahrgenommen wird: Tätige Vorsorge und Fürsorge für Mitmenschen, das Einstehen füreinander, vorbehaltlos. Diese Verantwortlichkeit aber kennt keine Grenze. Nächstenliebe verweist uns an den Nächsten, ob er fremd ist oder nicht.

Sie gebietet den Respekt vor und die Achtung des Mitmenschen, so wie er vor mir steht, um seines bloßen Menschseins willen. Das biblische Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist die Paradeerzählung, an der sich Mut aufschlüsseln lässt. Das Gleichnis ist um keine Spur harmloser als moderne Berichte. Ein Mann wird auf offener Straße überfallen, niedergeschlagen, ausgeraubt.

Die Täter lassen ihn halbtot liegen. Zwei Passanten kommen vorbei, sehen den Mann in seinem Blut liegen. Sie gehen weiter. Ein Dritter kommt. Der fasst sich ein Herz, geht zu dem Verletzten, tut, was von Nöten ist.

Das Gebot der Nächstenliebe bedeutet: Ich habe Mumm, mich einzumischen, wenn ein Mitmensch bedroht ist. Mut ist Herzenssache. Sie braucht die Einsicht, dass es in der konkreten Situation auf mich ankommt. Mut ist keine bloße Spontaneität, der plötzliche Ausbruch von Mut, sondern mutige, bewusste Lebensführung. Mut braucht innere Stärke – und die hat ihre Wurzeln aus der Dankbarkeit für das Leben, unseres und das der anderen. Dieses Leben ist unendlich kostbar und uns allen miteinander anvertraut. Unser Glaube ist nun wahrlich Bejahung des Lebens.

Wir tragen Verantwortung dafür. Mut ist Übung, aber auch geschenkter Mut, von Gott gegebene Kraft genau dann, wenn wir sie brauchen. Es muss sichtbar werden, wie wir Leben friedlich gestalten. Sichtbar, wie wir eingreifen, um Frieden wiederherzustellen, um individuelle Gewalt zu verhindern, und um ideologischen Terror jeder Couleur abzuwenden. Die berühmte Journalistin Franca Magnani sagt: „Je mehr Bürger mit Mut ein Land hat, desto weniger Helden wird es einmal brauchen“. Lassen Sie uns hinschauen, hinhören, uns dafür einsetzen, dass Menschen jeden Alters und Geschlechts, mit Stärken und Schwächen, aus allen Nationen und Religionen sicher bei uns leben können – und wir mit ihnen. Amen.